

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 35.

Freitag, 10. Februar

1928.

(34. Fortsetzung.)

Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sakh.

(Nachdruck verboten.)

Konni wollte auffahren. Was fiel Treu ein, seinen Dienst abzulehnen?

Da sagte der: „Komm, du sollst alles hören.“

Und sie setzten sich in Heddes Sofa, und während sie sich in den Rauch ihrer Zigaretten hüllten, erzählte Treu.

„Donnerwetter, das ist eine ecklige Geschichte“, sagte Konni, als Treu geendet hatte.

Er stand auf, um im Zimmer hin und her zu gehen. Lange blieb es still zwischen ihnen, endlich fragte Konni: „Und hat Klatt zugegeben, daß von Kallwih die Bemerkung gemacht worden ist?“

„Ja!“

„Und wie stellt er sich dazu, daß seine Frau dir die Nichtswürdigkeit übermittelt hat?“

„Er hat seine Entschuldigung gemacht und will sie auch noch schriftlich wiederholen.“

„So, na, damit muß man sich zufrieden geben.“

Konni ging wieder im Zimmer auf und nieder. Einmal blieb er vor Treu stehen. „Um einer Begegnung mit Kallwih aus dem Wege zu gehen, bleibe ich vorläufig hier“, sagte er.

Treu sah ihn an. „Meinetwegen magst du dich ganz neutral verhalten in der Sache.“

„Unfönn, wie könnte ich das?“

Frau Lie kam mit dem Bescheid zurück, daß sie ihren Mann selbst gesprochen habe und er den Auftrag ausführen wird.

„In spätestens drei Stunden kann Herr v. Holldorf hier sein“, sagte sie, und dann berichtete sie, daß Schar und Lot zurück seien.

„Sie warten im Salon auf uns. Ich sprach sie eben.“

Treu bat sie, an Heddes Stelle für die Gäste zu sorgen. Dann wandte er sich an Konni: „Geh zu ihnen und schide mir Schar in mein Arbeitszimmer, ich muß mit ihm sprechen.“

Hede hatte die ganze Nacht kein Auge zugetan. Als ihr Mann am Morgen in ihr Zimmer trat, fand er sie mit bleichem, von Not und Qual zerstörtem Gesicht.

„Was wird?“ fragte sie, ohne ihn anzusehen.

„Holldorf ist gestern abend um zehn hier angekommen. Eben ist er mit Schar in Arnswalde.“

Sie hielt die Hand ihres Mannes fest umspannt, schloß die Augen und atmete tief auf.

Er strich leise über ihr Haar. „Konni ist auch hier“, sagte er.

Sie schien es nicht zu hören. Treu fragte, ob er ihr die Mutter schiden sollte.

Nein, sie könnte niemanden sehen. Das schien wohl so, denn sie sah auch ihn nicht an. „Mich schon gar nicht!“ sagte er mit einem bitteren Lachen.

Sie lag, seine Hand haltend, die großen Augen ins Leere gerichtet, still da.

Treus Blick ruhte auf ihrem Gesicht, und er dachte: Wenn Kallwih gut trifft, dann wird übers Jahr der Konni kommen und sich die Hede holen. Er stützte den freien Arm aufs Knie und legte sein Gesicht, in dem es heftig zuckte, in die Hand.

Es klopfte leise an die Tür. Treu erhob sich, um zu öffnen. Sich diskret von der Tür zurückhaltend, meldete

Kirr, daß die Herren zurück seien und den Herrn Baron zu sprechen wünschten.

„Ich komme sogleich“, sagte Treu und trat ins Zimmer zurück.

„Soll ich dir nicht die Mutter schiden?“ fragte er wieder, sich zu seiner Frau herabbeugend.

Sie schüttelte den Kopf. „Und aufstehen willst du auch nicht? Draußen scheint die Sonne, wir könnten ausfahren. Willst du nicht?“

„Ich kann niemand sehen, mit niemand sprechen.“

„Das brauchst du nicht. Kleide dich an, ich laß anspannen, und wir fahren ein paar Stunden hinaus. Bei unseren Gästen entschuldige ich dich. Ich muß nur erst hören, was die Herren bringen.“

Hede war unfähig, sich zu erheben.

Als ihr Mann eine Stunde später ihr Zimmer betrat, lag sie noch mit demselben starren Gesicht da.

Er zog einen Stuhl an ihr Bett, nahm ihre Hand in die seine und sagte ruhig, fast heiter: „So, Hede, nun wird alles gut werden, nun hoffe ich, daß du mir auch bald wieder frei ins Gesicht sehen wirst.“

Da schlug sie die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Der Tag schlich. Heddes Blick ging zum Fenster, durch das das Gold der tiefstehenden Sonne floss. Sie dachte in tiefem Ernst: „Ich sollte ihm jetzt nahe sein, denn was ihm bevorsteht, wie es auch ausgehen mag, es ist gewiß sehr schwer.“

Kurz entschlossen sagte sie nach der Klingel, die über ihrem Bett angebracht war, und als die Jose erschien, gab sie ihr den Auftrag, ihren Mann heraufzubitten.

Es dauerte nicht lange, bis das Mädchen zurückkam.

„Der gnädige Herr kommt sofort.“

Da stand er schon hinter dem Mädchen, das die Tür vor ihm aufhielt.

„Wenn es dir recht ist, Benno, fahren wir noch ein Stündchen aus.“

Er schien erfreut über ihren Entschluß und auch darüber, daß sie ihn angelesen. Ihr Gesicht trug noch die Spuren leidvoller Spannung, aber ihre Augen hatten doch wieder den großen, stillen Blick. Er strich zärtlich über ihr Haar und sagte: „So werde ich das Anspannen befehlen und dir das Mädchen schiden.“ Eine halbe Stunde später fuhren sie davon, hinein in die wundervolle, heimelige Stille des Frühjahrsabends. Schweigend saßen sie nebeneinander. Die Schönheit und Stille des Abends wirkte stark auf sie.

Treu durchzuckte der Gedanke: Es wird mein letzter sein! Und er sagte nach Heddes Hand, sie fest umspannend.

Eine ganz schwache Hoffnung kam ihm. Es kann auch gut ausgehen. Aber die Hoffnung darauf schwand sogleich wieder. Eine Unruhe besiel ihn, er spürte eine Schwäche im ganzen Körper. Was war das? Er war doch nicht etwa feige. Psui Teufel! Schon vorher! Es war ja noch gar nicht so weit!

Ein Edelmann und feige, so was gab's ja gar nicht! Oder doch? Hatte er sich nicht feige benommen? In der Sache mit seiner Frau — mit den Thren? Hatte er

sich nicht auf über zwei Jahre aus dem Staube gemacht, nur, weil er davor zitterte, daß Kallwiz in der Nachbarschaft herumerzählen würde, wer sein Schwiegervater war? Was war das weiter als Feigheit? Aus dieser Feigheit und Borniertheit war ja alles Unglück entstanden. Ein Kerl, wie Kallwiz einer war, verstand so ein Verhalten nicht, wie er es gezeigt hatte.

Die Aukerung, die er über ihn getan, war nichts würdig, und dafür mußte er ihm vor die Pistole. Aber so unverdient traf ihn das, was Kallwiz gesagt hatte, nicht. Haltung und Würde bewies das nicht, daß er sich vor den Nachbarn vertrock, weil seine Frau ihm und den anderen nicht ebenbürtig war, da hatte er schon recht. Jetzt sah er alles mit klaren Augen und ehrlichem Herzen an. Es war ihm schmerzlich, zu wissen, daß er Hebe, die er einmal förmlich an sich gerissen, weil ihre Schönheit und Jugend ihn bezaubert, und die er auch aufrichtig liebte, so bitter gekränkt hatte.

Wenn mir noch Zeit gegeben wird, dachte er, dann will ich es tausendfach gutmachen.

Er wandte sich zu Hebe und sah in ihr Gesicht, das so schmal und blaß geworden war.

„Kriechst du?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Laß uns bis zum Dunkel werden fahren, damit man uns nicht zurückkommen sieht“, sagte sie, „wir bleiben den Abend über in meinem Zimmer. Ich habe schon dem Mädchen Bescheid gesagt, daß es das Abendessen für uns heraufbringt. Für Mama habe ich ein paar Zeilen zurückgelassen, sie gebeten, daß sie mir nicht böse sein soll.“

Er hob ihre Hand an seine Lippen. „Ich danke dir, Hebe.“

Er war froh, mit ihr allein bleiben zu können, ein paar Stunden wenigstens, denn er hatte noch viel zu schreiben, zu ordnen. Mit Holldorf und Schar, die ihm sekundieren sollten, war alles besprochen. Er sah auf die Uhr. Es war ein Viertel nach sechs. Morgen früh um sechs, sagte er sich, also noch ziemlich zwölf Stunden bis dahin. Sie hatten lange beieinander gegessen.

„Nun leg' dich schlafen“, bat Treu, „ich gehe nur noch für eine Viertelstunde in den Park, meine Zigarre zu rauchen.“

Sie wußte: Jetzt mußte er allein sein, und sie fügte sich. Die Luft einer warmen, stillen Frühlingsnacht strömte durch die geöffneten Fenster und schlieferte sie ein.

Das erste, fahlgraue Licht des Morgens fiel durchs Fenster, als Hebe plötzlich aus dem Schlaf aufsprang. Sie richtete sich in ihrem Bette auf und horchte angestrengt zum Fenster hin. Ein Wagen war angefahren. Der Klang leiser, gedämpfter Stimmen zog zu ihr herauf.

Jetzt, jetzt fahen sie fort, dachte sie und, die Hände gegen ihre Brust drückend, betete sie: „O Gott, sei barmherzig.“

Eine lähmende Angst befiel sie. Sie hätte schreien mögen: Laß mich nicht allein, Benno, ich will ja nichts mehr von meinem Leben als dich, zu dem ich gehöre! Ihre Brust atmete schwer, ihre Augen starrten in das fahle Licht des Morgens. Mit allen Sinnen lauschte sie nach unten. Nicht der leiseste Klang von Stimmen war mehr vernehmbar. Schritte verloren sich ins Haus.

Auf einmal wußte sie: Es war geschehen.

Während man den Toten ins Haus trug, brach sie in qualvollem Schmerz zusammen.

Drei Tage später trug man den Freiherrn Benno v. Treu unter großer Beteiligung zu Grabe. In der Umgegend von Uelsreut, Arnswalde und Volkstade war man erfüllt von dem tragischen Ende Treus. Man war ehrlich bekümmert und begriff nicht, wie es zum Letzten habe kommen können.

Es war hier und da durchgesickert, wie sich alles zugegetragen hatte. Die gute Gräfin Klatt hätte nun auch etwas Besseres tun können, als eine ruppige Aukerung, die vielleicht in der Weinlaune gefallen war, zu übermitteln. Man sah in ihr die eigentlich Schuldige und atmete befreit auf, daß man selbst so nichts damit zu tun hatte. Man wollte sich auch in Zukunft von den Volkstadern zurückhalten, denn was die Gräfin geleistet hatte, hatte sie für alle Zeit in ihrem Kerle unmöglich gemacht. (Schluß folgt.)

Der Sangesföld.

Von Walter v. Rummel.

Die junge Sängerin Signorina Manini, bekannt sowohl durch ihre Schönheit als dadurch, daß sie ihre jeweiligen Liebhaber trefflich zu schröpfen verstand, war von der fürstlichen Oper in München an die kaiserliche nach Wien engagiert worden. Von der bayerischen Hauptstadt aus trat sie die Reise ins Österreichische an. Alfonso Fontana, Agent, jugendlicher Freund, derzeitiger Liebhaber und Beschützer in einer Person, hatte alles trefflich geordnet, die nötige, umfangreiche Kutsche für seine Herrin, deren Jose, große Garderobe und weitläufiges Gepäck besorgt. Man fuhr nach Wasserburg, wollte von dort aus sich dem Inn und der Donau anvertrauen. Aber längst bevor man halbwegs an den Inn gelangt war, ereignete sich ein einschneidendes Reisemalheur. Die schöne Kutsche, die Signorina Manini und Signor Fontana, nah und freundlich gepaart, trug, trachte bei den schauerhaften Wegen plötzlich zusammen. Obwohl der Wagen ganz auf einer Seite und Signorina Manini wiederum schwer auf Alfonso lag, war die verwöhnte Dame des Theaters dennoch nur schwer zu bewegen, aufzustehen und auszusteigen. Denn draußen goß es in Strömen, und der Septembernachmittag, der schon in die Dämmerung überging, war kalt über die Wägen. Grundlose und verschlammte Wege nur führten bis zum nächsten Dorfe. Auf ihnen stapfte denn die Signorina, böse scheltend, gekränkt auf Freund Fontana, durch Nässe und Schmutz. Als sie endlich beim Dorfe anlangte, froh sie erbärmlich und klapperte mit den Zähnen. Man lenkte dem Wirtshaus zu. Aus der Stubentür schlugen den Eintretenden Rauch und eine abgestandene, stickige Luft entgegen. Keine schöne Bleibe. Aber es war hier immer noch tausendmal besser als in dem einzigen Schlafraum, über den der Gasthof zu verfügen hatte. Denn dieser war nichts als ein noch kälteres, völlig kahles Gelaß, voll von Staub und Spinnenweben und mit einem schmutzigen Lager in der Ecke, auf dem in hunder Folge manchmal ein Vagant, ein hungriger Handwerksbursche, ein abgedankter Soldat, ein armer Schäfer nächtigen mochte. „Niemand!“ erklärte die Signorina kategorisch, „niemand!“ — „Ich verstehe“, erwiderte Fontana, „dann müssen wir eben, cara mia, uns für diese Nacht unten im Gastzimmer auf die Ofenbank legen.“ — „Wo es riecht nach Dunden, nassen Kleidern und Stiefeln, stinkigen Bauern. Niemand!“ Den Kopf in beide Hände vergraben, sah die Signorina nach einem lauten Wutanfall, in dem sie Freund Alfonso viel Unfreundliches an den Kopf warf, totnuglich da. Der Wirt, der ein gewisses Mitleid mit dem schönen, fremdländischen Fräulein verspürte, außerdem die anspruchsvollen und unzufriedenen Gäste gern losgeworden wäre, trat an den Tisch heran und teilte Signor Fontana mit, daß nur eine Viertelstunde entfernt, oben auf dem Hügel und im Walde, ein großes Schloß liege. Der Gutsherr, der Herr Graf Wulf, sei anwesend; es sei ein liebenswürdiger Mann von einer großen Gastfreundschaft. Signorina Manini, die, weiter schmöllend, zuerst nur halb hingehört hatte, ließ plötzlich die Hände von ihrem Gesicht fallen. „Il conte Berchtold Wulf?“ — „Ja, Berchtold heißt der Herr Graf mit Taufnamen.“ — „Oh, den kenne ich ja. Nach einem Hofkonzert hatte ich die Ehre, längere Zeit mit ihm zu plaudern.“ Die Signorina rüttelte Fontana an der Schulter. „Dummkopf. Was bist du nicht schon oben auf dem Schlosse? Marsch, vorwärts. Avanti, mein Lieber. Sinauf und erzähle dem conte von unserem Mißgeschick. Er wird uns sicher Obdach gewähren.“

Nicht gerade sehr begeistert, aber gehorsam und willig stapfte Signor Fontana, begleitet von einem Knechte des Wirtes, durch Nacht, Regen und Schmutz davon. Schon eine Stunde später war er wieder da. In einer bequemen und schönen Karosse des Grafen, der die Sängerin, ihren Freund und ihre Jose tatsächlich in freundschaftlicher Weise ins Schloß geladen hatte. Signorina Manini war sehr und die gute Stimmung hielt auch nach der Ankunft vor. Denn der Graf ließ sie schönstens durch seinen Haushofmeister empfangen, ihnen große und prächtig ausgestattete Gemächer anweisen, ein reichliches Abendessen mit den besten Weinen auftragen. Nachdem abserviert worden war, erbat er die Erlaubnis, sie selbst aufsuchen zu dürfen, begrüßte die Signorina herzlich und erneuerte die alte Bekanntschaft. Gleichzeitig erbot er sich zu jeder Gefälligkeit, versprach vor allem für die verunglückte Kutsche Sorge tragen zu wollen. Indem er die Sängerin und ihren Beschützer für den nächsten Mittag zum Döjeuner einlud, empfahl sich der Graf für diesen Abend. Signorina Manini und ihr Freund schliefen in zwei nebeneinander liegenden Gemächern unter selben Decken gut und lange.

Die Morgenschokolade wurde aufs Zimmer gebracht. Zum Döjeuner stiegen die Sängerin und Fontana ins erste Stockwerk hinab, wurden vom Grafen seiner Gattin und

einem halben Dutzend Jagdgäste vorstellte. Das Frühstück nahm einen vergnügten Verlauf. Zum Schluß desselben überbrachte der Haushofmeister die Nachricht, daß die zerbrochene Kutsche erst in zwei Tagen wieder gebrauchsfähig sein werde. „Da ist nichts daran zu ändern“, meinte der Graf. „Haben Sie große Eile, Signorina, so kann ich Sie in einem meiner Wagen nach Wasserburg bringen lassen. Können Sie aber diese zwei Tage zugeben, so bleiben Sie ruhig hier. Sie sollen mir auch weiterhin liebe und willkommene Gäste sein.“ Ohne lange Bedenken entschloß sich die Signorina fürs Bleiben.

„Recht so“, erwiderte der Graf. „Da kann ich auch gleich eine Bitte vorbringen. Die Signorina würde mich sehr verbinden, wenn Sie vielleicht die Güte hätte, morgen Abend in größerem Kreise uns armen Landebelleuten etwas von ihrer berühmten Kunst hören zu lassen. Es macht sich gerade gut, daß morgen noch einige weitere Jagdgäste kommen werden. Verschiedene andere meiner Nachbarn würde ich außerdem noch durch Boten verständigen lassen.“

Die Signorina sagte gerne zu und hatte ihre Bereitwilligkeit nicht zu bereuen. Denn der große und glänzende Kreis von Damen und Herren, der sich zusammenfand, spendete begeisterten Beifall, war so entzückt, daß am nächsten Abend Konzert und Gesang wiederholt wurden. Spät in der Nacht erst trennte man sich in bester Stimmung und schönstem Einverständnis. Der Graf überreichte der Sängerin zum Andenken an die zwei Abende ein Paar wertvolle Brillantohrringe.

Der Graf war einigermaßen erstaunt, als ihm am nächsten Morgen sein Haushofmeister eine Deservitenforderung der Sängerin überreichte, in der sie für zwei Konzerte je 500, im ganzen also 1000 Gulden, verlangte. Unter dieser Summe sei sie nicht gewohnt zu fingen. Graf Ruff zuckte die Achsel. „Teuer! Aber es wird doch nichts übrig bleiben, als das bezahlen.“ Damit übergab er dem Haushofmeister, der verwundert seinen so freigebigen Herrn anschaute, die verlangte Summe.

Mittags verabschiedeten sich Sängerin und Freund Fontana, wurden dabei von ihrem Gastgeber auch weiterhin mit verbindlicher Höflichkeit behandelt. Gefolgt von der Zofe stiegen sie die Treppe hinab, setzten sich in die reparierte Kutsche und fuhren ab. Doch als der Wagen aus dem Schlosshof rollen wollte, trat der Torwart heraus und reichte in die Kutsche einen Brief hinein. „Von der Gräfin Wulfschens Schlossverwaltung“, las die Sängerin und erbrach den Brief. Mit einem schmerzlichen Ausruf hielt sie ihn Freund Alfonso vor die Nase. „Rechnung für Signorina Manini“, las Fontana mit gedämpfter Stimme. Da war jedes Übernachten für jede Person mit 50 Gulden berechnet, also für vier Nächte zu dritt im ganzen 600 Gulden. Unter diesem Satze, hieß es in der Rechnung, sei die Schlossverwaltung nicht gewohnt, gegen Entgelt Zimmer abzugeben. Für Zehrung, Essen und Weine waren 300 Gulden angesetzt, für die Reparatur der Kutsche 50, für Benützung der Karosse vom Wirtshaus ins Schloß ebenfalls 50 Gulden. Alles in allem also 1000 Gulden. „Unerschämtheit!“ schrie Fontana. „Kutscher, weiterfahren!“ Das war aber nicht möglich, denn zwei Leibjäger hatten die Zügel der Pferde gefaßt, der Torwart streckte begehrlieh die Hand aus. Da blieb denn weiter nichts übrig, als daß die Signorina die eben erst einkassierten 1000 Gulden wieder aus der Tasche zog. Der Torwart quittierte mit höflicher Verbeugung und fügte bei, der Herr Graf lasse nochmals recht gute Reise wünschen. Die 1000 Gulden habe er zur Verteilung an das Schlosspersonal bestimmt, dieses lasse der gütigen Spenderin von ganzem Herzen danken. „Dank dem Teufel und nicht mir!“ schrie die Signorina. „Und dich, Alfonso, soll für deinen Rat, dem Grafen eine Rechnung zu schreiben, ebenfalls der Teufel holen!“ Es machte klatsch, klatsch, und während die Kutsche den Torgang durchpolsterte, hatte Alfonso zwei Ohrfeigen weg, wie er sie so wichtig noch niemals bekommen hatte.

Gemalte Worte — Gesprochene Bilder.

Wenn der moderne Mensch etwas verstanden hat, pflegt er „im Bilde zu sein“, meist ohne sich völlig klar zu machen, wie häufig nicht nur der Inhalt des just Gehörten, sondern auch die Ausdrucksweise ihn auf ein Bild hinweist.

Die deutsche Sprache ist äußerst bilderreich, und zwar nicht nur in den Metaphern ihrer Dichter, sondern auch im alltäglichen Gebrauch. Wenn wir alle Worte, Ausdrücke und Redensarten, die wir ohne lange Überlegung anwenden, gleichzeitig in ihrem bildmäßigen Sinn oder sinngemäßen Bild vor Augen hätten, wir wären von einem ständig abrollenden Filmband begleitet. Wenn wir unsere Kräfte

einen „Augenblick“ „anspannen“, eine „Schwebende“ Bragg „lösen“, „durchschlagenden“ Erfolg haben, „einschneidende“ Anderrungen treffen, etwas „verwerfen“, „erproblich“ arbeiten, die Gelegenheit „ergreifen“, „durchsichtige“ Gründe in „schlagfertigen“ Reden darsagen, „aut beschlagen“ sind, ein Werk „aufbauen“ oder „krönen“, Einspruch „erheben“, den einen „reinwaschen“, den andern „anschwärzen“ oder gar „einflecken“, wenn uns etwas „klar“ ist, „dunkel“ bleibt oder „verdrückt“ erscheint usw., denken wir nicht an das ursprüngliche Bild dieser Worte.

So wie viele deutsche Sprichwörter den Gebräuchen des Handwerks entlehnt sind, zum Beispiel: „Jeder ist seines Glückes Schmied“, „Es ist nichts so fein gesponnen“, „Viele Köche verderben den Brei“, „Schuster Bleib bei deinem Leisten“, „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen“ u. a. m., scheint auch oft ein Meister der Rede, der seine Zuhörer mit deren „Fluß fortreiben“ will, zugleich alle Handwerke zu beherrschen. Wenn er „den Faden“ der Rede „aufnimmt“, „fortspinn“t, „verliert“, die Sache „klug einfadelt“ oder „im Stiche läßt“, ehrt er den Schneider; wenn er in „ein hohles Fäß schöpft“, reinen Wein einschenkt, „neuen Wein in alte Schläuche füllt“ oder „über die Schnur haut“, stets „am gleichen Strang zieht“, „schönfärbt“, „Seide spinnt“, „den Nagel auf den Kopf trifft“ usw. — zahlreiche andere Handwerker. Auch wenn er seine Worte „auf die Waagschale legt“, „mit zweierlei Maß mißt“, „den Mantel nach dem Winde hängt“, „die Zügel schleifen läßt“, „hinter dem Berge hält“ und allerlei „vom Stapel läßt“, ohne „aus dem Rahmen zu fallen“, betreibt er bildlich ein Gewerbe; immer aber malt er, manchmal sogar „den Teufel an die Wand“.

Das Kriegshandwerk lieferte u. a. die Ausdrücke: „Ins Schwarze treffen“, „über die Klinge springen“, „das Kriegsschiff begraben“, „einen Vortreffler machen“, „eine Scharke ausweken“, „die Klinte ins Korn werfen“. Die Landwirtschaft: „Leeres Stroh dreschen“, „die Kuh beim Schwanz fassen“, „den Ochs ins Horn nehmen“, „ein Ding bei der Wurzel fassen“, „mit Stumpf und Stiel austrotten“; wir lernen bei ihr, daß „über alles Gras wächst“, wir „hören es sogar wachsen“ und „den Flock husten“ und freuen uns, wenn „unser Weizen blüht“. Ebenso regt die freie Natur zu Sprachbildern an. Wir befinden uns oft „im siebten Himmel“, er „kürzt uns ein“, „hängt voll Baggelien“, wir „fallen aus den Wolken“, kommen „vom Regen in die Traufe“, „trüben kein Wasserchen“, wir „treiben auf die Spitze“, „stehen auf der Höhe“ oder „auf gleicher Ebene“, wir sprechen vom „Lustikus“ und „windigen Gefell“.

Die Zufälle des Lebens, Glücks- und andere Spiele lassen „das große Los“ und „den Kürzeren ziehen“, „unter die Räder“, „aus den Augen kommen“, „auf falsche Gleis geraten“, wir „fallen aus der Rolle“, haben „einen Stein im Brett“, „halten im Schach“. Musik lehrt uns, „den Ton angeben“, „aut oder miteinstimmen sein“, „die erste Geige spielen“, „auf dem letzten Loch pfeifen“ usw.

Bastreich sind die Bilder, die unserem Wortschatz aus dem Anblick oder der Tätigkeit unseres Körpers zuwachsen. Beginnen wir mit der „Haut“-Tasche: Sind wir nicht „auf den Kopf gefallen“, haben „kein Brett davor“, so „lassen wir uns mancherlei hindurchgehen“, wir „tragen ihn hoch“, „lassen ihn hängen“, bekommen ihn gewaschen, wollen „mit ihm durch die Wand“ oder „verlieren ihn“ gar. Wir „lassen ins und halten im Auge“, das wir bisweilen „andrücken“ und „mit dessen Blau wir davonkommen“. Man „führt uns an der Nase herum“, „sieht uns die Würmer heraus“, „haut uns übers Ohr“, sofern wir „noch nicht trocken dahinter sind“. Wir „verbrennen uns den Mund“, „lassen uns darüber fahren“, „nehmen ihn voll“, aber „kein Blatt davor“. Wir „beißen die Zähne zusammen“, haben „Haare darauf“, man „küßt uns darauf“. Wir „löffeln die Suppe aus“, leben „von der Hand in den Mund“, ohne „lange Finger zu machen“, auch „auf großem Fuß“, vor den man uns bisweilen „den Bettel wirft“, wenn man nicht vorzieht, uns „um den Finger zu wickeln“. Unser Herz ist „leicht“ oder „schwer“, wir „schließen jemand hinein“ oder „hängen es an jemand“, der es vielleicht „zerreißt“ oder „mit Füßen tritt“, wir „machen keine Würstgrube daraus“, „tragen es auf der Zunge“ oder lassen es gar „in die (S. . .) Schuhe fallen“. Unsere Zunge ist „glatt“, „spitz“ oder „scharf“, aber was sie spricht, „hat Hand und Fuß“.

Alle diese Wortbilder erschöpfen längst nicht den Reichtum unserer Sprache, die auf vielfache Weise aus Wissenschaft und Technik, Kunst und Politik, Mode und Sport stets neue Anregungen holt und sich Bilder dieser und zahlreicher anderer Lebensgebiete in übertragenem Sinn zu anschaulicher Redeweise aneignet. Vielleicht veruchen Leser, die sonst dem Rätselsport huldigen, selbst einmal diese Wortschätze zu heben, falls sie nunmehr (siehe Abteilung Technik) genügend „Antrieb“ und „keine zu lange Leitung“ haben

Elisabeth Frank.

* Georg Büchmann: „Geflügelte Worte“.

Der Zitatenschatz des deutschen Volkes. Gesammelt, erläutert und quellenmäßig nachgewiesen von Georg Büchmann. Fortgeführt von Walter Robert Tornow, Friedrich Streißler und Alfred Streißler. (Verlag Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 68.) Die „Geflügelten Worte“, Georg Büchmanns klassisches Werk, unterscheiden sich grundrüttig von jedem anderen Buche, das Zitate, Redensarten oder Sprichwörter gesammelt bringt. Was Büchmann geleistet hat, ist keine Sammeltätigkeit, sondern Forscherarbeit. Aber was dabei herauskam, ist nicht trodene Gelehrsamkeit, sondern höchst lebendige Wissenschaft, die jeden Gebildeten fesselt. Es handelt sich nämlich darum, dem Ursprung aller landläufigen Zitate und Redensarten, die als „geflügelte“ Worte zum festen Bestandteil unseres Sprachschates geworden sind, nachzuspüren. Und so wird der Leser in die interessantesten Abschnitte der Kulturgeschichte und der Literatur, aber auch vieler anderer Wissensgebiete geführt. Die vorliegende Ausgabe des „Büchmann“ ist kein bloßer Abklatsch des Büchmannschen Wertes, sondern sie stellt eine durchgreifende Neu- und Umarbeitung dar, die alles das bietet, was dem deutschen Sprachschatz von großen Männern oder bei denkwürdigen Gelegenheiten als bleibendes Element einverleibt wurde.

* Albert Trentini: „Der Wehstuhl“. Roman.

(Verlag Georg Dr. W. Callwey, München). Zwei Menschen von heute ein Mann und eine Frau, beide durchaus Kinder dieser Tage, dazu der Großstadt, erfahren in diesem Buche im erschütterndsten Erlebnis der unabwiesbar nach „Sinn“ verlangenden entscheidenden Ereignisse alltäglicher Wirklichkeit: Geburt — Vermählung — Krieg — Tod, in blühender plötzlicher Offenbarung die Gnade göttlicher Erleuchtung, das heißt: Gott. Wirkung dieser Erleuchtung ist erstens ihre persönliche, individuelle Neugeburt, dann die ihnen erst jetzt aufgehende Erkenntnis einer neuen Verpflichtung gegenüber dieser ihnen plötzlich offenbaren ganzen Gottwelt, die Verpflichtung, als Diener Gottes auch dieser Welt zu dienen, und zwar als Mensch auf dieser Erde nur menschlich. So ist dieses tiefste religiöse Buch gleichsam ein Bekenntnis zum bejahenden, praktischen, an die menschlich-irdischen Bedingtheiten gebundenen Leben des Geschöpfes, zum Menschen als „Wehnecht Gottes“, der in der Erfüllung der Aufgaben des Alltags das Göttliche bewahrt und bewahrt.

* „Von sieben Meeren“. Fahren und Abenteuer.

Von Hanns Heinz Ewers. (Sieben Stäbe-Verlags- und Drudereigesellschaft m. b. H., Berlin-Zehlendorf.) Nur ganz wenigen ist es vergönnt, hinauszufahren in die weite Welt, und unter diesen Wenigen sind wieder nur einzelne begnadet, zu schauen und zu erleben — und sich mitzuteilen, so mitzuteilen, daß die Daheimgebliebenen wirklich Teil haben durch ihn an der schillernden Welt da draußen. Zu diesen einzelnen gehört Hanns Heinz Ewers. In dem Buch „Von sieben Meeren“ wandert der Leser wirklich mit. Fast körperlich fühlt er die regnerische Schwüle der hilenischen Salveterküste, riecht die absonderlichen Gerüche im alten Negerviertel von New Orleans, hört das Lachen der Tänzerinnen in Sevilla, spürt die trostlose Dede des Provinzlebens der Vereinigten Staaten, sieht den blutigen Schwerttanz der perfiden Derwische in Konstantinopel: Das alles durchweht und durchlebt von sonderbarem, spannendem Geschehen, hingeklautert mit jener Leichtigkeit, die höchste Kunst des Erzählers ist.

* Bidi Baum: „Soll in Frauensee“. (Verlag Ullstein, Berlin.)

Nicht allein die Erlebnisse des jungen Ingenieurs, der sich während eines verregneten Sommers als Bademeister und Schwimmlehrer sein Brot sauer verdienen und sich mit verliebten Frauen und Mädels ehrlich plagen muß, und auch nicht der reizvolle (und reizend gestaltete) Schauplatz, eine Gebirgs-Sommerfrische, machen Bidi Baums neuen Roman so liebenswert — vor allem entzünden ihre frauliche Klugheit und die schöne Wärme bei der Darstellung einer durchaus neuen Form jener „alten Geschichte“: einer Liebe, die ohne Redensarten auskommt, die leuchtend und „schnobdrig“ zugleich ist, die eher ohne Probleme als ohne Kraft zu leben vermag.

* Otto Flake: „Die Simona“. (Verlag Ullstein, Berlin.)

Ein Roman aus dem Konstantinopel der Vorkriegszeit. — Ein junger, deutscher Offizier kommt mit einer Reihe interessanter Menschen der Konstantinopeler Fremdenkolonie in nähere Berührung, darunter mit der Tänzerin Neila — „Die Simona“ genannt — einer deutschen Aristokratin, die

aus hollischen Kreisen geflohen ist, um ihrem Leben eine eigene Form zu geben. Nach vielen Wirrungen und einem an Abenteuer und Liebeserlebnissen reichen Leben heiratet sie schließlich einen vermögenden Russen und findet wieder heim in den Kreis, den sie verlassen hatte.

* Grazia Deledda: „Elias Portolu“. (Verlag

J. Engelhorn Nachf. Stuttgart). Die mit dem Nobelpreis gekrönte Dichterin erzählt in dem für ihr Schaffen besonders charakteristischen Buche die Geschichte der ungeliebten Leidenschaft, die einen jungen Hirten zur Braut seines Bruders ergreift, als er nach Verbüßung einer längeren Gefängnisstrafe in das Elternhaus zurückkehrt. Die innere Entwicklung und Wandlung dieser verzehrenden Liebe ist mit seltener psychologischer Meisterschaft ausgedeutet und mit gütiger, großer Menschlichkeit gesehen. Die prangende Berglandschaft der Sardinieninsel der Dichterin bildet den reizvollen Hintergrund der padenden Handlung.

* Konrad Beste: „Grummet“. Roman. Engel-

horns Romanbibliothek Band 1017/18. (J. Engelhorn Nachf. Stuttgart). „Grummet“ — dieser Titel ist nicht nur deshalb gewählt, weil die Handlung zur Zeit der zweiten Heuernte spielt. Das Wort weist darüber hinaus auf den tieferen Sinn des Wertes: es mahnt an das Heimweh des entwurzelten Großstädtlers nach dem mütterlichen Boden dörflicher Landschaft; es ist ein Symbol für die späte Liebe des Mannes zum reifen, wurzelstarken Weibe, das ihn nach seinen langen Irrfahrten durch die Hohlheit großstädtischer Zivilisation und die diabolische Komik kleinstädtischen Spektakels zur erlösenden Urkraft der einfältigen Natur zurückführt.

* „Gothaisches Jahrbuch für Diplomatie,

Verwaltung und Wirtschaft 1928“. 165. Jahrgang. (Justus Perthes in Gotha). Der neue Jahrgang mit seinen 1000 eng bedruckten, durch seine Gliederung übersichtlichen Seiten setzt die Entwicklung der letzten Jahre kräftig fort. Scharfe Konzentration des Stoffes und Fortsetzung unwichtiger Einzelheiten geben Raum für bedeutame Neuerungen, wie eingehendere Behandlung der Bundesstaaten US Amerikas, Brasiliens, der Schweiz und länderweise Aufzählung der wichtigsten Literatur (Bücher und Karten) — schnellste Orientierungsmöglichkeit für den Kaufmann, den Politiker, den Reisenden über die besten Quellen zu eingehender Unterrichtung. Die Gothaer Schriftleitung ist unermüdlich bestrebt, neues Material zu sammeln; sie ist aber — und das ist für den praktischen Gebrauch von entscheidender Wichtigkeit — ebenso zuverlässig auch in kritischer Behandlung der aus tausenderlei Quellen einlaufenden Nachrichten. Denn nur so konnte das Jahrbuch durch alle Vorzüge deutscher Arbeit, durch Gründlichkeit und Zuverlässigkeit das Monopolwerk von internationalem Gepräge werden, das 165 Jahre nunmehr überstand. Staatsgeschichte, Verfassungen, Behörden jeder Art, statistische Angaben über Etat, Handel, Meer und Flotte, Bevölkerung, Religion und Presse, Währungs (nach Goldparität und aktuellem Kursstand) usw. geben ein mikroskopisches Bild aller staatlichen Organisationen und wirtschaftlichen Vorgänge des Erdballs: Behörden, Wirtschaftler, Politiker und Journalisten, Handel und Verkehr haben an dem Jahrbuch ein anerkannt unentbehrliches Nachschlagewerk.

* „Charakter und Wesen in der Handschrift

zu lesen“. Eine ausgezeichnete und höchst interessante Zusammenstellung von graphologischen Erkenntnissen liegt in dem Sonderheft des Verlages Ullstein (Berlin) „Charakter und Wesen in der Handschrift zu lesen“ vor. Es wird in dem Heft über die Vielfalt menschlicher Eigenschaften, soweit sie ihren Ausdruck in der Schrift finden, eine klare und einleuchtende Uebersicht gegeben. Das reiche Schriftprobenmaterial ist vorzüglich ausgewählt und gibt ein schön abgerundetes Bild der charakteristischsten Schriftarten, so wie sie uns täglich begegnen.

* Oskar Ewald: „Freidenkertum und Re-

ligion“. (Rotapfel-Verlag, Zürich.) Das Buch versucht die Konflikte, welche die heutige Welt zerklüftet, von allen Komplikationen befreit, möglichst einfach und durchsichtig darzustellen. Es gelangt dabei zum Gegenpaar Freidenkertum und Religion, das aber in seinem Wesen erst richtig erfasst wird, wenn man durch die theoretische Hülle zum lebendigen Kerne vordringt. Das Buch ruft den Gottgläubigen, wie den Freidenker, eindringlich zu tieferen Bestimmung auf: jener soll das Göttliche vor allem im Menschen erfassen, dieser in ihm vor allem das Göttliche. Das kann beide zur höheren Einheit, zum freien Religiösen führen und damit ein Stück weiter auf dem Weg zur Überwindung der Mittelpunktlosigkeit unserer Kultur.